





S

Juan Gómez Bárcena

AUCH DIE TOTEN

»(...) auch die Toten werden
vor dem Feind, wenn er siegt,
nicht sicher sein.«

WALTER BENJAMIN

Aus dem Spanischen
von Matthias Strobel

S



JUAN
GÓMEZ
BÁRCENA

AUCH
DIE
TOTEN

This publication was supported by a grant
from Acción Cultural Española (AC/E).

AC/E
ACCIÓN CULTURAL
ESPAÑOLA

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *Ni siquiera los muertos*.
© 2020 Editorial Sexto Piso, Madrid

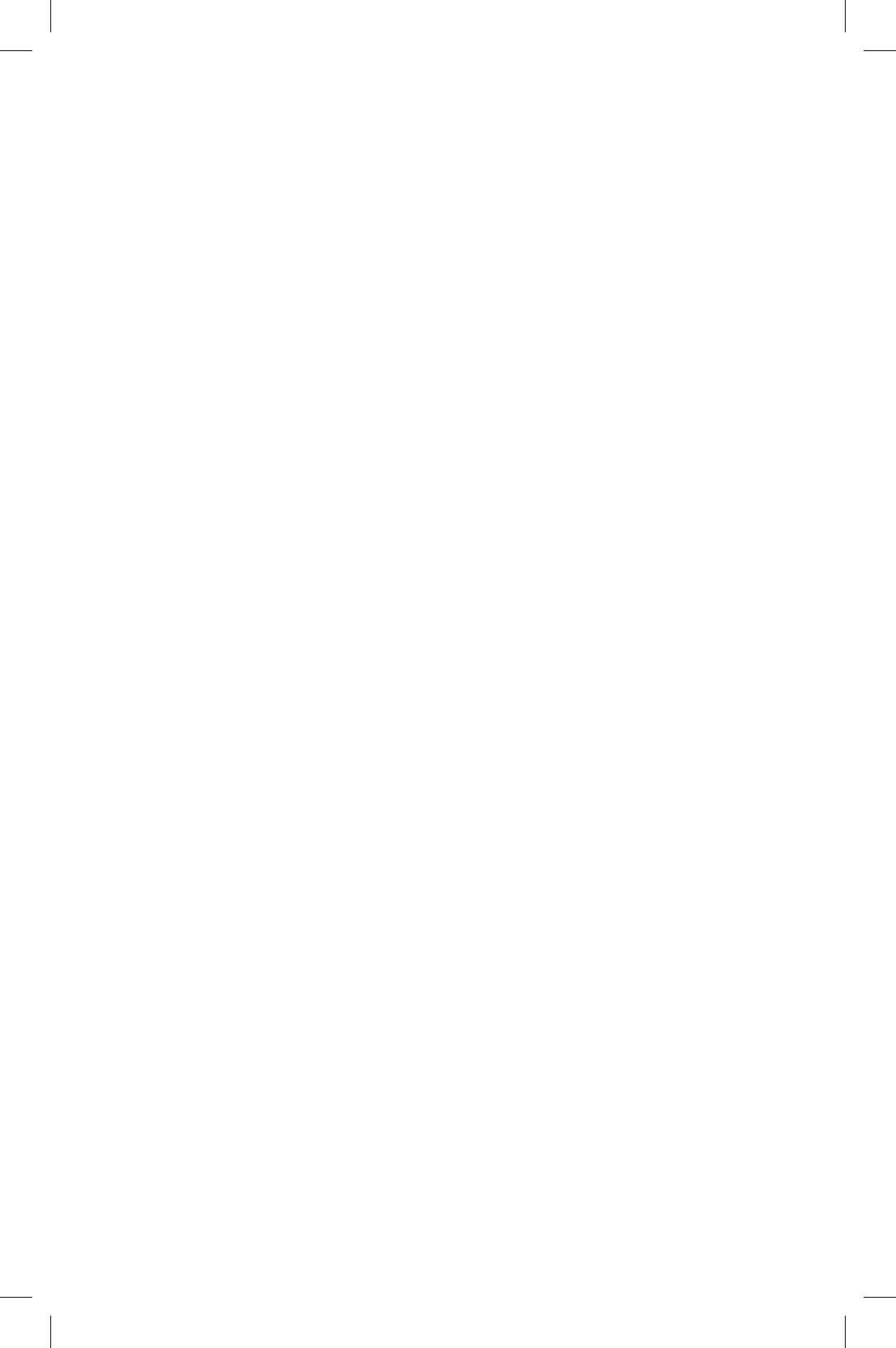
Erste Auflage
© 2022 by Secession Verlag Berlin
Alle Rechte vorbehalten

Übersetzung: Matthias Strobel
Lektorat: Barbara Wahlster

www.secession-verlag.com

Umschlagentwurf: Eva Mutter, Barcelona
Umschlag gesetzt aus CapitalisTypOasis
Satz: Eva Mutter, Barcelona
Inhalt gesetzt aus Arapey
Herstellung: Daniel Klotz, Berlin
Druck und buchbinderische Verarbeitung:
Friedrich Pustet, Regensburg
Papier Innenteil: 90 g/m² Werkdruck
Papier Vor- und Nachsatz: 115 g/m² Surbalin glatt
Papier Überzug: 115 g/m² Surbalin Seda
Printed in Germany
ISBN 978-3-96639-058-3

Für Marta Jiménez Serrano,
die innerhalb und außerhalb dieses Romans
an meiner Seite ist.



Der Messias kommt ja nicht nur als der Erlöser; er kommt als Überwinder des Antichrist. Nur *dem* Geschichtsschreiber wohnt die Gabe bei, im Vergangenen den Funken der Hoffnung anzufachen, der davon durchdrungen ist: auch die Toten werden vor dem Feind, wenn er siegt, nicht sicher sein. Und dieser Feind hat zu siegen nicht aufgehört.

WALTER BENJAMIN

Die Welt ist ein brutaler, erbarmungsloser Ort. Wir glauben, wir wären zivilisiert, aber in Wirklichkeit ist die Welt grausam, und die Menschen sind herzlos; sie zeigen dir ein freundliches Gesicht, aber tatsächlich wollen sie dich fertigmachen. Man muss sich verteidigen können. Die Menschen sind böse und widerlich, sie versuchen einem zu schaden, einfach so, zum Zeitvertreib. Löwen im Dschungel töten nur, wenn sie hungrig sind, doch wir Menschen töten zum Vergnügen. Selbst Freunde wollen einen vernichten: Sie wollen deinen Job, dein Haus, dein Geld, deine Frau, ja sogar deinen Hund. Und das sind deine Freunde, deine Feinde sind noch schlimmer!

DONALD TRUMP



*Nica-n mihtoa in tlahtlaquetzalli in que-nin Juan quihua-ltoca in
Juan, one-huah ina-
huac in Puebla thua-
n o-mpa huih Tlacetilt-lli
Tlahtohca-yo-tl Ixachitla-n, ce nehnemiliztli in mani cenzontli ipan
ye-po-hualli on caxto-lli ome-yi netlalo-lli caxtilte-catl thua-
n zan cuecue-
l acht-c.*

Hier wird die Geschichte erzählt, wie Juan Juan verfolgt, von der Gegend um Puebla bis in die Vereinigten Staaten von Amerika, eine Reise, die sich über vierhundertfünfundsiebzig spanische Meilen und einige Jahre erstreckt.



I

*Der Beste unter den Schlimmsten – Eine Schenke um Mitternacht
Was der Vizekönig wollen würde, würde der Vizekönig denn etwas
wollen – Hundeleben – Eine gewisse Vorstellung von Zuhause
Die Stille eines Hahns – Ein Kopf in den Tiefen eines Sacks
Strohmann-Argument – Erster letzter Blick*

Als Erster wird Capitán Diego de Villegas vorgeschlagen, der nachweislich über Erfahrung in solch heiklen Dingen verfügt, doch Capitán Villegas ist tot. Dann erwähnt jemand einen gewissen Suárez, gebürtig in Plasencia, von dem bekannt ist, dass er ohne Beanstandung an über fünfzehn Expeditionen teilgenommen hat, doch wie sich herausstellt, ist auch Suárez tot. Nicolás de Obregón übergeht man, denn der wurde bekanntlich von Pfeilen der Purépecha durchbohrt, ebenso Antonio de Oña, der sich nach unzähligen Gräueltaten an den heidnischen Indios zum Priester weihen ließ, um fortan heidnische Indios zu beschützen. Kurz flammt etwas Begeisterung auf bei dem Namen Pedro Gómez de Carandía, aber jemand erinnert daran, dass de Carandía im vergangenen Jahr doch noch eine Encomienda erhalten und hernach das Schwert gegen die Peitsche getauscht hat. Pablo de Herrera wurde auf Befehl des Gouverneurs in Haft gesetzt, weil er den Zehnten entweder nie oder doppelt eingetrieben hat; Luis Velasco ist verrückt geworden ob seines Traums vom Gold der Sieben Städte; Domingo de Cóbreces sind die Indios ausgegangen, die er hätte töten können und seither widmet er sich wieder seinem eigentlichen Beruf, dem des

Schweinezüchters. Alonso Bernardo de Quirós hat alles versucht, um auf den Schlachtfeldern von Nueva Galicia, Gran Chichimeca und Florida die Gunst des Vizekönigs zu gewinnen, und wurde schließlich erhängt bei sich zu Hause aufgefunden, die Hand um einen letzten Brief an den Vizekönig geballt. An Fähigkeit und Einsatzwille Diego Ruilobas bestand nie ein Zweifel, sehr wohl aber an der Festigkeit seines Glaubens, was Grund genug war, um ihm in dieser heiklen Situation das Waffenkommando lieber zu verwehren. Auf der Suche nach dem Richtigen, müssen sie sich weiter durch den Pergamentstapel kämpfen, durch alle menschlichen Schwächen bis ganz nach unten, und dann übergehen von Hauptmännern und Feldwebeln der Kavallerie zu einfachen Söldnern. Dieser Weg ist gepflastert mit Männern, die zu alt sind, Männern, die nach Kastilien heimgekehrt sind, Männern, die verstümmelt sind, Männern, die zu Aufständischen geworden sind, Männern, die von der Inquisition überprüft werden, Männern, die von der Syphilis entstellt sind, Männern die tot sind. Bis plötzlich, vielleicht, um nicht noch weitere Aktenbündel entstauben zu müssen, einem der Gerichtsschreiber der Gedanke kommt, einen gewissen Juan de Toñanes ins Spiel zu bringen, einen ehemaligen Soldaten Seiner Majestät des Königs, ehemaligen Goldsucher, ehemaligen fast alles, den er nie persönlich getroffen hat, von dem aber erzählt wird, er schlage dem Elend ein Schnippchen, indem er flüchtige Indios der Encomiendas von Puebla jage. Ein einfacher Mann, der des Unternehmens, um das es geht, eigentlich nicht würdig ist, ein Mann andererseits, von dem es heißt, er sei pflichtbewusst und ein guter Christ und verfüge über die Gabe, zuverlässig jeden Indio herbeizuschaffen, den man ihm nenne, in Fußfesseln und in einem Stück. Ich müsste mich schon sehr täuschen, fuhr der Gerichtsschreiber fort, wenn diese seine Arbeit nicht passte wie

die Faust aufs Auge, um ein Unternehmen anzugehen, für das Eure Exzellenzen einen Urheber suchen; eine Mission, die, bei allen auf der Hand liegenden Unterschieden, darin besteht, einen bestimmten Indio aufzustöbern und ihn herbeizubringen, ob tot oder lebendig. Der Gerichtsschreiber verstummt, und der Vizekönig, der ungeduldig geworden ist wie alle anderen, befiehlt ihm, seine Papiere nach Hinweisen auf jenen Juan Toñanes durchzugehen. Zum Vorschein kommt allerdings nur eine verstaubte Akte geringen Umfangs, der zu entnehmen ist, dass jener Juan Toñanes in seiner Zeit als Soldat weder der Beste noch der Schlechteste seiner Zunft gewesen ist, dass er in vielen Scharmützeln mehrfach verwundet wurde, ohne sich als sonderlich feige oder sonderlich mutig erwiesen zu haben, dass er jahrelang Briefe an den Vizekönig schrieb, in denen er – erfolglos – um das Gewähren einer Encomienda bat; dass er dann – nachdem er nur höfliche Absagen geerntet hat – um das Amt eines Sargento auf der Expedition von Coronado nach Quivira ersuchte, dass er schließlich – ohne je eine Antwort zu erhalten – um einen Posten in Kastilien bat, der seinen Verdiensten bei weitem nicht entsprach. Ein offenbar gewöhnlicher Mensch, aber auf eine wenig übliche Art gewöhnlich, der es in all den Jahren irgendwie geschafft hat, nicht zum Ketzer zu werden, sich nicht zu duellieren, sich nicht in Streitigkeiten oder Skandale verwickeln zu lassen, weder Gott noch seine Majestät noch den König zu beleidigen, nicht den Ruf von Jungfrauen zu schänden, nicht Strafe und Unglimpf auf sich zu ziehen. Und noch bevor die Auflistung seiner Verdienste in Gänze vorgetragen ist, hat sich der Vizekönig bereits entschlossen, die Suche einzustellen und diesen Juan Toñanes herbeirufen zu lassen, von dem keine besonderen Fähigkeiten oder Talente bekannt sind, von dem aber wie von allen spanischen Soldaten zu erwarten ist, dass er über

eine gewisse Erfahrung im Umgang mit dem Schwert und eine gewisse Lust auf Abenteuer verfügt.

Das Pochen des Türklopfers weckt den Hund, und das Bellen des Hundes weckt die Frau, die am Herdfeuer schläft. In einer Ecke der Schenke verweilen vier weitere vom Alkohol umnebelte Männer. Schweigend spielen sie Karten im Licht einer Kerze, lassen sich nicht stören vom Türklopfen und dem Prasseln des Regens auf das Dach und den fünf undichten Stellen, durch die es in regelmäßigen Abständen in die Blechkessel plätschert. Einer der Kessel läuft bereits über, und es hat sich eine Lache gebildet, die der irdene Boden nicht zu absorbieren vermag. Der Kessel hätte schon vor Stunden gelehrt werden müssen. Vielleicht denkt die Frau jetzt daran, während sie die Kerzen des Leuchters entzündet und zur Tür geht.

Draußen im Eingangsflur stehen zwei mit Capes und Hüten verummte Männer. Kaum hat die Frau die Riegel gelöst, stapfen sie auch schon über die Schwelle mit ihren durchgeweichten Stiefeln. Der eine flucht vor sich hin, wobei nicht klar ist, ob er das Gewitter meint oder den Umstand, dass die Nacht sie in diesem abgelegenen Winkel der Welt überrascht hat, oder die dunkelhäutige Frau, die ihnen hilft, sich aus ihrer feuchten Kleidung zu schälen. Die Capes wirken durch das Wasser wie gewachst, und als die Männer die Hüte abnehmen, spritzen Regenreste auf den Boden. Erst da, als sie die Hüte und Umhänge aufhängen, hat die Frau Gelegenheit, die Männer im Licht des Kerzenleuchters genauer zu betrachten. Sie sieht ihre Augen, die weiße Haut und den rötlichen Bart, sie sieht ihre teuren Hemden, die fein gearbeiteten Riemen aus edlem Leder und vor allem ihre schneeweißen Hände, ihre

sauberen und sicherlich weichen Hände, Hände wie geschaffen, um über Pergament oder über Seide zu streifen, aber sicherlich nicht für die harte Arbeit auf dem Feld. Die Fremden erwidern den Blick nicht, nehmen die Frau nicht einmal wahr, oder wenn sie es tun, dann beachten sie sie nicht, so wie sie auch den neugierigen Hund nicht beachten, der herbeigelaufen ist, um an ihren Reithosen und Lederstiefeln zu schnuppern.

Am anderen Ende der Schenke heben die vier Spieler den Blick von ihren Karten und Pulqueschalen. Die Haut der Ankömmlinge ist von einem solch strahlenden Weiß, dass auch sie vor Überraschung kurz hinsehen. Zweifellos sind diese beiden Männer Spanier, vielleicht von Hofe, womöglich sogar Gerichtsschreiber oder Beamte des Vizekönigs, jedenfalls geben sie sich, befreit von Hut und Cape, gelassen und selbstbewusst.

Sie wählen einen Tisch, den vielleicht saubersten Tisch der Schenke, und die Frau eilt herbei, um ihn mit einem feuchten Lappen abzuwischen. Dabei zählt sie auf, welche Gerichte sie Ihre Gnaden kredenzen könne. Das hausgemachte Brot, das Ihre Exzellenzen unbedingt kosten müssten. Die beiden gut gelüfteten Zimmer, in denen Ihre Hochwohlgeborenen nächtigen könnten. So nennt sie sie wahlweise, Ihre Gnaden, Ihre Hochwohlgeborenen, Ihre Exzellenzen, in der Hoffnung, dass eine dieser Anreden dem Rang dieser Fremden gerecht wird. Doch die Fremden wollen weder Kost noch Logis. Nur Getränke. Nur zwei Gläser Wein. Die Frau stottert, als sie gestehen muss, dass zu ihrem großen Bedauern der Wein alle sei. Sie bestellen Schnaps, aber der Schnaps ist auch alle. Einer der hohen Herren dreht sich um und zeigt auf die Kartenspieler:

»Was trinken die da?«

»Pulque, Euer Exzellenz ... In dieser einfachen Schenke

servieren wir nur Pulque, Euer Hochwohlgeboren ... Ein Getränk, das Eures feinen Gaumens nicht würdig ist.«

»Dann eben Pulque«, sagt der andere Fremde.

Während die Fremden warten, nehmen sie alles um sie herum schweigend in Augenschein. Sie mustern die Frau, zweifellos eine Indio, die sich jetzt in den Schankraum zurückzieht, um den Pulque in Krüge zu füllen. Sie mustern die Kartenspieler, die am Nachbartisch sitzen, unübersehbar ebenfalls Indios. Sie betrachten deren schrundige, schmutzigen Hände, die dunkle Haut, die zerschlissene Kleidung, bis besagte Indios diesen Blick nicht länger aushalten und sich eingeschüchtert wieder ihrem Spiel zuwenden. Sie scheinen sich nicht mehr zu erinnern, wer die letzte Ansage gemacht hat, und die Fremden scheinen sich an ihrer Verwirrung zu ergötzen. Dann werfen sie einen Blick auf die wahllos über den Boden verteilten Kessel, auf das Herdfeuer, das notdürftig geflickte Dach, von dem, ordentlich aufgereiht, Chilischoten hängen, dazu zwei noch nicht gerupfte und ziemlich verdreckte Truthühner, auf ein in der Mitte durchgesägtes Fass, das als Stuhl dient, und eine ausgehängte Tür, die als Tisch dient. Darauf stehen schmutzige Krüge, und an der Wand gegenüber hängt ein einfaches Holzkreuz, und zwar so – ob aus Überzeugung oder Angst –, wie Juden Schinken in die Schaufenster ihrer Läden hängen. An manchen Stellen ist der Boden mit weißen Kieselsteinen ausgelegt, doch je weiter man in den Raum hineingeht, desto weniger Kieselsteine sind es, und irgendwann ist da bloß noch gestampfte Erde, als hätte sich jemand bemüht, die Schenke hübsch herzurichten, bevor ihm das Gold ausgegangen oder die Hoffnung abhanden gekommen ist. Auf seinem Lager stößt der Hund Schmerzenseufzer aus im Schlaf, der offensichtlich nicht ganz frei von Alpträumen ist.

Die Frau kommt zurück mit zwei Krügen Pulque und einem Teller mit Maisfladen, die niemand bestellt hat. Am Rand des einen Kruges ist deutlich der weißliche Abdruck von Lippen zu erkennen. Die Männer starren den Fleck an, als wollten sie ihn wegwischen.

Bevor die Frau wieder geht, setzt sie zu einer komplizierten Verbeugung an, aber einer der Fremden packt sie am Handgelenk. Es ist nichts Gewalttätiges an diesem Griff, aber es liegt eine unduldsame Autorität darin, also fügt sich die Frau.

»Wir suchen einen Mann«, sagt er, und die Frau schickt sich an, ihnen zuzuhören.

Sie suchen den Besitzer der Schenke, und der Besitzer der Schenke erscheint schließlich am Fuß der Treppe, die hinauf zu den Zimmern führt. Als die Fremden ihn sehen, rühren sie sich nicht. Sie erheben sich nicht, um ihn zu begrüßen. Sie reichen ihm nicht die Hand. Sie tun nichts, sagen nichts. Sie bleiben auf ihren Stühlen sitzen, und aus dieser Distanz taxieren sie den Mann, der zögernd auf sie zukommt, knapp an den Lachen vorbei, in die der Regen tropft. Er muss um die vierzig, fünfundvierzig sein und hat noch alle Zähne im Mund. Seine Haare und sein Bart sind zerzaust. Seine Augen weinrot. Das Hemd ist falsch zugeknöpft. Vielleicht ist er gerade aufgestanden, aus dem Bett gejagt worden von der Frau; ein Mann in einem Alter, in dem man lieber früh ins Bett geht. Vielleicht ist er aber auch nur betrunken. Zweiteres wäre ihnen lieber, denn Alkohol verträgt sich gut mit schwierigen Unterfangen. Zumindest mit einer bestimmten Art von Unterfangen und einer bestimmten Art von Männern.

Eng an den Tisch gerückt, steht ein leerer Stuhl. Einer der Fremden zeigt wortlos darauf. Er zeigt darauf mit derselben

respektgebietenden Hand, mit der er die Frau gepackt hat, und mit dieser Hand zieht er den gerade Eingetroffenen nun zu dem Sitz, ohne ihn überhaupt anfassen zu müssen.

»Ihr seid Juan de Toñanes«, sagt er in einem Ton, der zu seiner Geste passt.

Es klingt nicht wie eine Frage, sondern wie eine Feststellung, und der Mann lässt sich Zeit, bevor er antwortet. Viele Gedanken gehen ihm durch den Kopf. Er betrachtet die unberührten Tortillas und die bis zum Rand gefüllten Pulquekrüge und die zwei Unbekannten, die sich nicht dazu herabgelassen haben, auch nur einen Schluck zu trinken oder einen Bissen zu sich zu nehmen. Der Mann, der gesprochen hat, sieht ihm in die Augen, als hoffte er, darin die Antwort zu finden. Der andere Mann macht sich nicht einmal die Mühe, den Blick zu heben. Er hat aus seinem Gürtel einen winzigen Dolch gezogen, ein Messerchen mit goldenem Griff, das nicht zum Kämpfen gefertigt wurde, sondern um Siegel aufzubrechen oder unbeschnittene Seiten aufzutrennen. Mit diesem Messerchen schneidet er nun eifrig seine Fingernägel, die im Übrigen bereits geschnitten und sauber sind.

»Ja, ich bin Juan de Toñanes«, sagt Juan de Toñanes.

Und dann, mit einem Ton, der Selbstsicherheit beweisen will:

»Was wirft man mir vor?«

»Was sagst du da?«

»Ist das nicht der Grund, weshalb Euer Gnaden hier sind? Um mich festzunehmen?«

Der Mann lacht lange. So lange lacht er, dass sein Begleiter genügend Zeit hat, die Fingernägel seiner linken Hand zu Ende zu schneiden und sich ganz auf die der rechten Hand zu konzentrieren. Oh, man werfe ihm gar nichts vor, fährt er fort, als er des Lachens müde geworden ist. Ganz im Gegenteil: Oben sei man sehr zufrieden

mit ihm. Er hätte mit im Palast sein sollen, hätte hören sollen, wie die Gerichtsschreiber und der Gouverneur, ja der Vizekönig selbst über seine Heldentaten sprechen. Nur deshalb sind sie hier: um ihm für seine allseits bekannten und anerkannten Dienste für die Krone zu danken. Vielleicht sogar, um seine Großzügigkeit auszunutzen und ihn erneut um Hilfe zu bitten. Nur deshalb sind sie von so weit hergekommen. Es ist, das darf er gern glauben, kein Leichtes gewesen, ihn ausfindig zu machen. Wenn er wüsste, wie viele staubige Landstraßen, wie viele große und kleine Dörfer, wie viele Meilen weitab vom Königlichen Weg sie passieren mussten, bis sie diese gottvergessene Schenke haben finden können.

»Meine Hilfe?«, fragt Juan, als wäre es undenkbar, dass seine rauhen, von Narben übersäten Hände jemandem von Nutzen sein könnten. »Es tut mir leid, Euer Gnaden sagen zu müssen, dass ich mich schon seit langem nicht mehr auf irgendwelche Abenteuer oder Unternehmungen einlasse.«

Der Mann lacht erneut. Er zeigt auf die unangetasteten Pulquekrüge.

»Wegen deines Weins sind wir bestimmt nicht da.«

»Euer Gnaden müssen entschuldigen. Hierher verirren sich nur wenige Spanier, die einen guten Wein zu schätzen wissen.«

Er macht eine vage Geste mit der Hand, die irgendwie die ganze Schenke meint. Die Frau, die in der Nebenküche werkelt, und die vier Spieler, die ihre Partie fortzusetzen scheinen, die Fremden jedoch nicht aus den Augen lassen.

»Das kann sich auch ändern. Die Spanier, lass dir das gesagt sein, gehen nicht dorthin, wo es Wein gibt, sondern dorthin, wo es Gold gibt, um ihn sich leisten zu können.«

Während er spricht, nimmt er einen mit Regentropfen überperlten Weinschlauch von der Schulter. Kameradschaftlich reicht

er ihn ihm. Juan hält in kurz in der Hand, kann sich nicht entscheiden, ob er ihn an den Mund setzen oder dem Fremden zurückgeben soll.

»Los, trinkt schon. Ihr seid doch Spanier. Ihr wisst einen guten Wein zu schätzen, oder nicht?«

Schließlich nimmt er einen langen, genüsslichen Schluck. Es ist ein köstlicher Wein, der nicht den kümmerlichen Weinbergen Amerikas abgerungen ist, sondern den Keltereien Kastiliens entstammt. Als er zu Ende getrunken hat, reibt er sich mit dem Ärmel seines Hemds über den Bart und bietet den Weinschlauch dem zweiten Fremden an, vermutlich weil er glaubt, dass dieser Durst haben muss, oder um ihn aus seiner Lethargie zu reißen. Der Mann scheint seine Geste nicht einmal zu bemerken. Er spielt weiterhin mit seinem Messerchen herum, unberührt von allem, was an diesem Tisch getan oder gesagt wird.

»Also gut, was soll ich für den Vizekönig tun?«, wagt Juan, gestärkt vom Wein, zu fragen.

Der Mann zuckt zusammen. Der kleine Dolch stoppt mitten in der Bewegung, als hätte jemand etwas Unhöfliches getan oder gesagt. Der andere antwortet eilig, versucht die Frage ungeschehen zu machen. Wer hat das gesagt? Hat er oder vielleicht sein Begleiter gesagt, dass der Vizekönig höchstselbst ihn um etwas bittet, dass er ihn für etwas braucht? Will er andeuten, dass der Vizekönig ein Bettler ist, der von seinen Untertanen eine Wohltätigkeit erbettelt? Der Vizekönig, das soll ihm gesagt sein, bittet ihn um nichts. Um gar nichts. Sie sind einzig und allein hier, um ihm eine Einladung zu überreichen. Man könnte es auch eine Mission nennen, wenn diese Mission denn in irgendeiner Akte oder irgendeinem Gedächtnis verzeichnet wäre oder wenn jemand sie in Auftrag gegeben hätte oder unterstützen würde. Dem ist aber nicht

so, also ist es auch keine Mission: Damit das klar ist. Andererseits wird der Vizekönig ihn mit Gold überhäufen, wenn er sie erfüllt. Also könnte man sagen, dass es eine Mission ist, wenn er sie erfüllt, und keine Mission ist, wenn er, Gott bewahre, scheitert. Doch selbst dann könnte man nicht von einer Mission im strikten Sinne sprechen, denn einer Mission, wenn sie erfüllt ist, rühmt man sich für gewöhnlich in Schenken und Häfen und auf den Fluren von Palästen und Festungen, und über diese Angelegenheiten darf er nicht sprechen, so unterschiedlich und zahlreich auch diejenigen sein mögen, die ihn danach fragen werden. Nicht einmal im Beichtstuhl. Wenn Gott doch alles weiß, was wir tun, wieso es ihm noch einmal sagen, und wenn er es nicht weiß, wieso sollte man ihn dann Gott nennen, findet er nicht?

Juan nickt. Er stimmt zu, das findet er auch, ohne zu wissen, worin er zustimmt und was er findet. Diese Antwort scheint die Fremden zufriedenzustellen. Der Erste redet weiter, jetzt wieder ruhiger, und der andere widmet sich erneut seinen Fingernägeln. Im Licht des Feuers glitzert die Klinge des Messerchens zwischen seinen Fingern, als wäre dort eine winzige Sonne. Und nun, sagt sein Gefährte, nachdem diese Fragen geklärt sind, im Wissen darum, dass die Angelegenheit verstanden wurde, können sie, der Einfachheit und Didaktik halber, die Mission eine Mission nennen. Und sie können sogar sagen, dass es der Vizekönig ist, der sie anordnet, auch wenn dies übertrieben wäre, ja eine Lüge. Was der Vizekönig will, wenn der Vizekönig denn etwas wollen würde, ist ganz einfach, sagt er, nun wieder lachend. So einfach für einen Mann von Eurer Erfahrung, dass es fast lachhaft ist. Er muss lediglich einen bestimmten Indio finden, irgendwo in der Gran Chichimeca. Ihn finden und seiner Herrschaft ein Ende setzen, man habe nämlich einsehen müssen, dass dieser Indio, erklärt er,

sich unter den Wilden ein gewisses Ansehen verschafft habe. Man wisse, dass die Gran Chichimeca ein wilder Ort ist und außerdem, wie der Name schon sagt, sehr groß. Man wisse, dass es ein erbarmungsloses Stück Erde ist, das den Degen so mancher nicht so mutiger und nicht so beherzter Männer zum Zittern bringt: ein Ort, den die Azteken, so blutrünstig sie auch waren, selbst gefürchtet haben. Vielleicht ist Juan ja nicht entgangen, dass *chichimeca* auf Nahuatl »dreckiger, unzivilisierter Hund« bedeutet, erklärt er. Man wisse aber auch, dass jemand, der als junger Mensch an der Belagerung von Mexico-Tenochtitlan beteiligt war, jemand, der sein Schwert für Cristóbal de Olid in den Hibueras und für Nuño de Guzmán bei der Eroberung von Nueva Galicia geschwungen hat, jemand, der in kriegerischen Gefilden so viele und so gute Indiosklaven gefangen hat, sich nicht davon oder auch von nichts anderem abschrecken lässt.

Juan antwortet nicht gleich. All diese Dinge hört er sich schweigend an, aus einer gewissen Distanz, als handelte es sich nicht um Ereignisse seines Lebens oder als gehörten sie zur Vergangenheit einer anderen Person. Gewissermaßen ist es auch so. All das, wovon der Fremde erzählt, scheint einem anderen Menschen widerfahren zu sein. Es fällt schwer, in Juan einen Soldaten zu sehen, ihn sich mit Helm und Hakenbüchse vorzustellen, mit eigenem Pferd und eigener Kriegsbeute. Man würde meinen, er hätte schon immer Pulque in Kalabasseschälchen und Maistortillas serviert in dieser Schenke, die langsam vor sich hin rottet am Ende der Welt.

»Dieser Indio, ist das ein Chichimeca?«, fragt er mit einer Stimme, die vielleicht klingen soll wie die eines Soldaten.

»Nein. Er ist hier aus der Gegend. Ein Tlaxcalteke, glaube ich.«
Juan neigt den Kopf zur Seite. Er reißt ein Stück kalte Tortilla

ab und stopft es sich in den Mund, als hätte die Erwähnung des Krieges ihm seinen Appetit oder Wagemut zurückgegeben.

»Dann ist Eure Arbeit längst getan.«

»Wie meint Ihr das?«

»Es gibt nur eines, was die Chichimeken noch mehr hassen als einen Christen: einen Tlaxalteken. Also könnt Ihr davon ausgehen, dass Euer Indio bereits tot ist.«

Plötzlich hebt der zweite Fremde den Blick von seinen Händen und seinem Dolch. Er hat blaue Augen und die sind tot, oder zumindest kommen sie dem, was Juan vom Tod weiß, sehr nahe. Es sind Augen, die den Horror erst dann betrachten, wenn er zu einer Zahl geworden ist, zu einer Gedenkschrift oder einer Akte. Augen, die allenfalls das Blut einer missglückten Rasur gesehen haben, und vielleicht ist ihr Besitzer es deshalb leid, aus seiner Schreibstube heraus das Blut anderer zu fordern, ohne zu begreifen, was er da tut.

»Dieser Indio nicht«, sagt er, und seine Stimme ist so hart und selbstgewiss, dass sie als Beweis genügt.

Eine Zeitlang sagt niemand etwas. Der Fremde konzentriert sich wieder auf seinen Dolch und seine makellosen Fingernägel, und der andere sieht Juan an, als warte er auf etwas. Zu hören ist aber lediglich das Klatschen von Karten auf Holz und das Plätschern von Wasser auf Wasser hinter ihm, das Klappern von Steingut und Gefäßen in der Nebenküche, wo es eigentlich nichts abzuwaschen gibt.

»Was hat denn dieser Indio getan, an dem Euer Gnaden ein solches Interesse zeigt? Hat er eine Zofe geschändet? Eine Kirche niedergebrannt? Hat er versucht, dem Vizekönig höchstselbst die Gurgel durchzuschneiden?«

Der erste Fremde schüttelt den Kopf, ohne dass sein Lächeln

ganz erlischt. Die Gründe sind nicht wichtig, sagt er. Die Gründe werden sie ihm nicht nennen, sagt er, dafür haben sie tausend goldene Gründe für den, der ihn aufspürt, und jedem dieser Gründe ist das Bildnis Ihrer Majestät Karl V. aufgeprägt, den Gott beschützen möge. Das Gold kommt von oben, sagt er, und auch die Befehle kommen von oben, und die da oben irren sich nie, und wenn sie sich irren, dann kriegen die von unten es nicht mit. Sollte er also die Mission annehmen, diese Mission, die streng genommen keine Mission ist und die auch keiner anordnet, wird er die Erklärungen vergessen und sich mit dem Gold begnügen müssen. Und Gold, fügt er, ermutigt von der erneuerten Aufmerksamkeit, mit der Juan ihn ansieht, hinzu, vermag Dinge, die man kaum für möglich hielte. Eine ausreichend große Zahl von Dukaten kann aus der heruntergekommensten Spelunke eine florierende Schenke machen, vielleicht direkt am Rand des Königlichen Wegs; eine Schenke mit einer Poststation und reichlich Wein und christlicher Kundschaft, in der es nicht durchs Dach tropft, in der nicht eine indianische Dienstmagd hinterm Tresen stehen, sondern hübsche kastilische Frauen ohne Scham und Schande die Getränke servieren.

Juan betrachtet einige Augenblicke den Mund, dem diese Worte entschlüpf sind.

»Das ist kein Dienstmädchen«, sagt er schließlich. »Das ist meine Frau.«

Angespannte Pause.

»Und wie ich Euer Gnaden bereits sagte, widme ich mich schon seit längerem nicht mehr der Jagd von Indios.«

Die Stimme will Respekt gebieten, bittet aber nur um Entschuldigung.

»Verstehe«, sagt der zweite Fremde und steckt den kleinen Dolch in die Scheide.

Die Männer erheben sich langsam, als wollten sie Juan Zeit geben, es zu bereuen. Doch Juan bereut es nicht, und falls doch, wagt er es nicht auszusprechen. Auch er steht auf, langsam und mühselig, vielleicht, um es ihnen nachzutun, vielleicht auch, weil all die Jahre mit dem Schwert nicht spurlos an ihm vorübergegangen sind.

Bevor sie sich zur Tür begeben, richtet der zweite Fremde seine blauen Augen noch einmal auf Juan. Sie werden drei Tage im Dorf bleiben, sagt er. Nicht eine Stunde länger. Bis dahin hat er Zeit, seine Meinung zu ändern. Sagt es und kramt dabei in seiner Rocktasche. Es hat den Anschein, als wollte er ihm die Hand geben, doch er gibt sie ihm nicht. Stattdessen holt er eine Münze hervor und wirft sie in einem verächtlichen Bogen, eine Münze, die golden aufblitzt, bevor sie mit einem weißen Platsch im Pulque-Krug versinkt.

Die Frau eilt ihnen nach zur Tür. Sie hilft ihnen mit ihren Umhängen und Mützen, die durch die Hitze des Feuers fast getrocknet sind. Juan meint einen besonderen Glanz in dem Blick zu erkennen, mit dem sie seine Frau ansehen. Ein Blick, der ihn an die Art erinnert, wie sie die Pulque-Krüge angesehen haben. Die Mais-Tortillas. Die fünf undichten Stellen, aus denen es auf den Grund der vier Zinnkessel tropft.

Juan sitzt wieder am selben Tisch. Die Kartenspieler legen eine Billon-Münze hin, bevor sie aufbrechen, und Juan leert in einem Zug den ersten Pulque-Krug. Die Ehefrau löscht die Kerzen, entzündet die Öllampe und geht hinauf ins Schlafzimmer, und Juan macht sich an den zweiten Krug. Bevor die Ehefrau sich endgültig zurückzieht, wirft sie ihm, die Öllampe in der Hand, von der Treppe aus noch einen Blick zu. Dieser Blick ist eine Einladung,

die Juan nicht zu verstehen vorgibt. Schließlich geht sie. Die Ehefrau verschwindet wortlos, und Juan bleibt unten sitzen. Juan vor einem leeren und einem halbleeren Pulque-Krug. Juan und das Feuer des Herds, in dem sich noch ein letztes Licht hält, Juan und der Hund, der schläft, und der Wind, der jenseits der Dachbalken pfeift, Juan, umringt von Kesseln, auf die die regenlose Nacht noch immer herabregnet.

Die Ehefrau, die nichts mehr gesagt hat, bevor sie ins Bett gegangen ist, und Juan, der auch nichts sagt, während er dasitzt.

Es gibt vieles, was Juan nicht sagt. Er ist ein schweigsamer, kluger Wirt, und aus diesem Grund vielleicht auch ein merkwürdiger Wirt. Nie stellt er Fragen. Er serviert die Getränke und die Tortillas schweigend, ohne die Reisenden zu fragen, woher sie kommen oder wohin sie gehen. Wenn ihn in dieser Welt irgendetwas interessiert, dann ist nur schwer zu sagen, was. Neuigkeiten aus der Hauptstadt oder von der anderen Seite des Ozeans sind ihm egal. Egal sind ihm auch die Gesundheit der Könige und Päpste und ihre Feldzüge. Wenn er etwas gefragt wird, antwortet er stets mit der geringstmöglichen Anzahl an Wörtern, als koste ihn jedes einzelne das Gold, das er nicht besitzt. Natürlich ist das nicht so. Wörter sind kostenlos, und auch der Alkohol, der in dieser Schenke serviert wird, ist fast kostenlos, denn die Kundschaft ist spärlich und arm, und er kann es sich nicht leisten, sie zu verlieren. Manchmal vermietet er zwei feuchte, düstere Zimmer, mit denen sich nur die verzweifeltsten Reisenden zufriedengeben, und auch diese beiden Zimmer, die wie Schiffskojen oder Säрге oder Keller sind, bringen wenig ein. Fast alle Gäste sind Indios. Nur gelegentlich findet sich aus Zufall oder Fahrlässigkeit ein spanischer Pilger ein, jemand, der sich in den Bergen verirrt hat oder vom Königlichen Weg abgekommen ist oder von Banditen ausgeraubt wurde oder alles gleichzeitig.

Immer wenn einer dieser Spanier mit den Füßen stampfend auf der Türschwelle steht, weiß Juan nicht, ob er sich freuen oder grämen soll. Wenn diese Sorte von Männern Fragen stellt, dann immer direkt, immer neugierig. Sie gestatten einem keine Ausflucht. Sie wollen zum Beispiel wissen, ob Juan zufällig gegen die Azteken gekämpft hat. Ja, habe ich, antwortet Juan dann in der Hoffnung, diese drei Wörter mögen genügen, und wenn sich herausstellt, dass sie nicht genügen, dann fügt er resigniert das hinzu, was die Reisenden hören wollen: eine Schilderung, die er schon so oft wiederholt hat, dass es nicht mehr seine zu sein scheint. Vielleicht war sie es auch nie. Er erzählt von den Teocallis, auf denen die Azteken ihren teuflischen Kult zelebrierten, den unfassbar vielen Pyramiden aus Totenschädeln, die vor diesen Tempeln errichtet wurden; er erzählt von ihren Kampfkeulen und ihrem Kriegsgebrüll und ihren schrecklichen, mit Federn geschmückten Köpfen. Was er nicht erzählt, was er nie erzählen wird: dass er genau diese Köpfe auch abgetrennt gesehen hat, aufgespießt auf spanischen Schwertern, dass er diese Körper durchlöchert gesehen hat von Hakenbüchsen oder durchbohrt von Lanzen oder bis auf die Knochen abgenagt von Hunden, mit einer Grausamkeit, von der in den Gedenkbüchern und Kriegschroniken nie die Rede ist.

Wenn man ihn nach Nuño de Guzmán fragt, sagt er, dass er ein guter Krieger gewesen ist, der beste von allen, die jemals einen Fuß auf dieses Land gesetzt haben, denn jede andere Antwort würde bedeuten, das Gedenken an dessen zahlreiche Heldentaten zu beschmutzen. Er erzählt nicht, dass er in Nueva Galicia gesehen hat, wie Guzmán Frauen und Kinder ermordet hat, wie er Heerführer tagelang hat foltern lassen, um aus ihnen den Ort herauszupressen, an dem unfassbare Schätze versteckt sind.

Wenn die Reisenden, überrascht, dass er selbst kassiert, ihn

fragen, ob er lesen und schreiben kann, sagt er: So einigermaßen. Er sagt nicht, dass es in seiner Kindheit in einem weit entfernten Dorf in den Bergen Kastiliens einen Pfarrer gab, der ihn trotz seiner Armut genügend schätzte oder genügend Vertrauen in ihn hatte, um ihm Grammatik und etwas Latein und Theologie beizubringen in der Hoffnung, er würde einmal Karriere machen. Er sagt nicht, dass es eine Zeit gegeben hat, in der tatsächlich alles Hoffnung war.

Wenn sie sich nach dem Lohn erkundigen, den er für seine vielen Dienste für die Krone erhalten hat, sagt er, seine Kriegsbeute habe ihm in den nachfolgenden Jahren ein gutes Auskommen beschert. Er sagt nicht, dass er vor Kirchentüren hat betteln müssen, erzählt nicht von dem Hunger, der so schlimm gewesen ist, dass er sogar am Leder seines Brustpanzers genagt hat, nicht, dass er Schweine gezüchtet und Gräben ausgehoben und die Stiefel von Männern geputzt hat, die noch nie mit einer Armbrust geschossen und noch nie in einem Zelt geschlafen haben. Er erzählt nicht – wozu auch – von dem Jahr, das er bei Veracruz verbracht hat, wo er auf Geheiß des Vizekönigs gegen die Hundepilg in den Bergen vorgegangen ist: Kinder und Enkel, ja sogar Urenkel der Hunde, die Jahre zuvor mitgeholfen haben, das Vizekönigreich Neuspanien zu erobern. Er erzählt nicht, wie er sie dieses ganze Jahr über gejagt hat, wie er ihnen den Kopf abgeschnitten und in einen Sack gestopft hat, um sie den Gemeindedienern vorzuzeigen für einen mickrigen Real pro Stück, drei warme Mahlzeiten für jedes Hundeleben. Er erzählt nicht, wie er es auf seiner letzten Treibjagd mit einem sehr alten und deswegen nicht weniger schrecklichen Hund zu tun bekam, dem sich immer noch das eiserne Band seines letzten Herrchens um den Hals zwängte, einem Hund, der vielleicht im Rumpf desselben Schiffes nach Amerika gefahren ist, der

vielleicht mit ihm die Härten des Hungers und des Krieges und des Vergessens erlitten hat. Und vor allem erzählt er nicht, was er mit seiner Leiche getan hat: Wie er nicht im Traum daran gedacht hat, seinen Kopf in einen Sack zu stopfen. Wie er für ihn ein geräumiges Grab ausgehoben hat, eine würdiges Grab, ein Grab, wie es viele Waffenbrüder gern für sich selbst gehabt hätten, und dass er ihn dort beerdigt hat, den letzten Vertreter seines Stammbaums und auch die letzte Hoffnung auf drei warme Mahlzeiten, alles bedeckt von einem Haufen Erde und einer Schicht aus trockenen Blättern, und von seinen Tränen, denn peinlicherweise hat er geweint, ist vor dem Grab dieses Hundes in die Knie gegangen und hat geweint, bis der Kummer vorbei war oder müde geworden. Er hat um den Hund geweint und er hat um sich selbst geweint und um seinen Magen, der eine weiter Nacht würde leer bleiben müssen.

Wenn jemand ihn zufällig sagen hört, dass er eine Zeitlang flüchtige Indios der Encomiendas von Puebla verfolgt hat, und ihn fragt, warum er dieses Amt aufgegeben hat, antwortet er, die Bezahlung sei schlecht gewesen. Oder er sei inzwischen zu alt für bestimmte Dinge. Oder er habe diese Schenke geerbt und sehe lieber Alkohol fließen als Blut. Er erzählt nicht, dass er auf seiner letzten Mission – als man Missionen noch Missionen nannte – vierzehn Indios in Ketten zurückgebracht hat und auch nicht, wie er, während er die vereinbarten Dublonen einstrich, bereits die Schreie dieser vierzehn Indios gehört hat, als sie ausgepeitscht und geißelt und markiert wurden wie Vieh. Er erzählt nicht vom Gestank nach verbranntem Fleisch. Und auch nicht erzählt er, dass diese Schenke kein Erbe oder glückliche Fügung war, sondern ein unglücklicher Kauf, weil man ihm nämlich weißgemacht hat, der Königliche Weg werde dort verlaufen. Es sei eine ausgemachte Sache, ausgekocht im Palast des Vizekönigs, hat man ihm

erklärt, doch im Palast wurde dann etwas anderes bestimmt, und am Ende hat er wieder mal, wie eigentlich immer in seinem Leben, die falsche Wahl getroffen.

Wenn man ihn fragt, ob er verheiratet ist, sagt er Ja und stürzt sich dann in irgendeine Tätigkeit: die Suppenschalen säubern, die Schenke fegen, das Truthuhn wenden, das am Spieß brät, in der Hoffnung, dass man ihn nicht fragen wird, ob seine Frau etwa diese Indio sei, die da auf Knien den Boden schrubbt.

Juan stellt keine Fragen und beantwortet auch keine Fragen oder wenn, dann mit der geringstmöglichen Anzahl von Worten. Dies hat zur Folge, dass er immer irgendwie allein ist. Also ist dieser Abend, an dem er allein trinkt, dieser Abend, an dem er sich allein fühlt in der leeren Schenke, auch nicht einsamer als irgendein Abend sonst in den letzten fünf Jahren.

Er kippt den letzten Schluck aus dem Krug, so wie man einen Gedanken hinunterschluckt. Und da sieht er es: ein goldenes Funkeln im Bodensatz des Pulque. Es ist die Münze des Fremden, darauf geprägt das Bildnis seiner Majestät Karl V., den Gott schützen möge. Juan sagt nichts, und auch das Antlitz des Königs sagt nichts. Worüber würden Könige sprechen, wenn Könige denn sprechen würden? Worüber würde er sich beklagen? Woran erinnert sich ein König und was verschweigt er? Mit schleimigen Fingern fischt Juan die Münze heraus; er wiegt sie kurz in der Hand. Eine Goldmünze. Geld genug, um diese Pulque-Runde zu bezahlen und noch fünfzig weitere Runden. Geld genug, um ein Fass guten kastilischen Weins zu bezahlen. Das denkt er. Und dann, inmitten dieses Gedankens, wird Juan von einem Beschluss überrascht: von der Geste, diese federleichte, wunderschöne Münze in die Luft zu heben – fünfzig Runden Pulque, die ein Mensch mit einem einzigen Finger nach oben stemmen kann – und sie in

einem plötzlichen Moment der Klarheit ins Feuer zu werfen. Feuerholz, das kurz knistert, dann nicht mehr. Die Münze, die nicht brennt, und der König, der nicht brennt, und Juan, der sehr wohl brennt oder zu brennen scheint. Zumindest sein Blick. Zumindest sein Gesicht. Das Feuer des Herds, das seine Augen entflammt, Augen, in denen es nach und nach immer stärker golden funkelt.

Schwankend vom Alkohol geht er im Dunkeln die Treppe hoch. Er stößt gegen ein Möbelstück oder an eine Ecke, die am Morgen noch nicht dort gewesen zu sein scheint. Die Holzstufen knarren und erbeben unter seinen Füßen und die Schlafzimmertür quietscht, als würde sie sich beklagen und das ganze Haus stimmt ein in diesen Protest, als wehrte es sich dagegen, bewohnt zu werden. Oder zumindest dagegen, dass er es bewohnt. Bewohnt er dieses Haus überhaupt? War dieses Haus jemals sein Haus? Er hasst diese bröckelnden Wände, er hasst das Dach, das bei jedem Gewitter einzustürzen droht, er hasst die Schenke, wenn sie voll ist, und auch, wenn sie leer ist. Er hasst die Zuflucht, die sie ihm gewährt, so wie ein Soldat das Zelt hasst, das ihm nachts Schutz bietet. Nur dass der Soldat gleichzeitig von einem Zuhause träumt oder von einer bestimmten Idee eines Zuhauses. Wie sähe dieses Zuhause aus, wenn es dieses Zuhause gäbe?

Er wälzt diese Frage im Kopf, während er ins Bett schlüpft und seinen Körper an den Körper seiner Frau schmiegt. Zuhause, denkt er, das könnte das hier sein. Zuhause, wiederholt er für sich – und empfindet plötzlich große Scham –, das könnte auch kein Ort sein, sondern etwas, das man ertastet. Den Körper seiner Frau zum Beispiel. Ihre Temperatur: die Wärme, die sie jede Nacht für ihn bereithält. Oder ein Geruch: den Geruch ihrer auf dem Kissen

ausgebreiteten Haare. Wie sollte er erklären, dass er sich manchmal, hier in diesem Bett, unter diesem löchrigen Dach, wenn auch nur kurz, gefühlt hat wie der glücklichste Mensch der Welt. Wie sollte er einem anderen Kastilier erklären, dass er in manchen Augenblicken in manchen Nächten etwas gefühlt hat, was viele Männer für ihre weiße Frau nie fühlen. Er kann es nicht. Er kann es nicht und vielleicht will er es auch nicht. Denken so nicht für gewöhnlich die Frauen? Ist er vielleicht ein verweiblichter Mann, zu dem man nur ein bisschen zärtlich sein muss, und schon wird er weich? Nein! Er ist keine Frau, sagt er sich, als hätte er dies gerade beschlossen. Er ist keine Frau, und er schämt sich dafür, dass er fühlt, was er fühlt, und dass er denkt, was er denkt.

Die meisten seiner Gäste glauben, dass er sie geheiratet hat, weil es in der Kolonie nicht genügend heiratsfähige Kastilierinnen gab und weil die, die es gab, schnell verteilt waren, so wie auch Privilegien, Encomiendas und Grundherrschaften schnell verteilt werden. Dies glauben sie also. Und dies glaubt auch seine Frau. Schließlich wurde das Wort »Liebe« zwischen ihnen nie ausgesprochen. Es wurde damals nicht ausgesprochen und wird auch jetzt nicht ausgesprochen. So wie es überhaupt viele Wörter gibt, die Juan nicht ausspricht. Viele Dinge, die er lieber nicht erzählt. Er erzählt zum Beispiel nicht, was er empfunden hat, als er sie zum ersten Mal gesehen hat, über einen Stein gebeugt, Mais mahlend. Wie er in dem Moment, als er sie kurz berührte, bei sich dachte, dass die Haut, die sich über die Körper von Männern und Frauen spannt, ob dunklere oder hellere, womöglich nur eine Hülle ist. Solchen Unsinn hat er gedacht, und solchen Unsinn denkt er manchmal immer noch, zum Beispiel dann, wenn er sich in den Schoß seiner Frau flüchtet und gegen die Thesen all der illustren Doktoren und Männer der Wissenschaft verstößt. Dann passiert

ihm das Gleiche, was ihm jetzt passiert: dass er im Dunkeln seines Schlafzimmers den von Farbe und Rasse befreiten Schatten umarmt, der seine Frau ist, und sie stumm um Verzeihung bittet; Verzeihung dafür, dass er sich mit aller Kraft gewünscht hat, seine spanischen Gäste mögen ihn nicht fragen, ob diese Indiomagd etwa seine Frau sei. Aber das sind auch wieder Gedanken einer Frau, und er ist kein Dämchen, das seufzt und in Ohnmacht fällt wegen eigener oder fremder Gefühle. Also vertreibt er sie wütend aus seinem Kopf, so wie man einen Fliegenschwarm vertreibt.

Er schließt die Augen, aber er schläft nicht. Auf seiner Seite des Bettes folgen die Gedanken so schnell aufeinander, dass es ihn wundert, wie seine Frau auf ihrer Seite die Augen geschlossen halten kann. Er sieht seine Frau, als sie fünf oder sechs Jahre jünger war, wie sie sich über jenen Stein beugt und Mais mahlt, und er sieht ein Hundegrab, und er sieht Nuño de Guzmán, wie er lauter lacht, als die indigenen Anführer in ihren Qualen schreien können. Er sieht vierzehn Indios in einer Reihe stehen, in Ketten. Er sieht die beiden Fremden, wie sie am Tisch sitzen und auf eine Antwort warten, und einen Beutel, in den tausend Golddukatens passen. Und er sieht einen Indio, einen einzigen Indio, der kein Gesicht hat und sich im Dickicht versteckt und genauso viel wiegt wie der Beutel. Dann sieht er den Mond. Nicht in seinen Erinnerungen, sondern im Fenster, und der Mond wirft sein blassrotes Licht ins Zimmer und entreißt allen Dingen Schatten und Hell-dunkelkontraste. Er sieht die regungslose Gestalt seiner schlafenden Frau. Seine schlafende Frau, die nicht schläft. Der milchige Lichtstrahl, der plötzlich in ihre offenen Augen fällt. Diese Augen haben einen merkwürdigen Glanz. Einen Glanz, denkt Juan, den nicht der Mond allein erzeugt. Seine Frau scheint ihn etwas fragen zu wollen, und noch bevor sie den Mund öffnet, weiß Juan bereits,

was sie fragen will. Die Frau, die wissen muss, wissen will, wer diese Fremden waren und was sie wollten: welchen Vorschlag sie ihm unterbreitet haben und was er darauf erwidert hat. Genau dies wird sie ihn gleich fragen, und Juan weiß es, und in diesen letzten Augenblicken zwischen der Stille und den Worten versucht er zu entscheiden, was er ihr antworten wird.

Die Ehefrau macht den Mund mehrmals auf und zu, als könnte sie sich nicht entscheiden, was sie ihn fragen will. Schließlich sagt sie:

»Hast du daran gedacht, den Riegel vorzuschieben?«

Schweigen.

»Ja«, antwortet er.

Er steht auf wie jeden Morgen. Mit dem ersten Hahnenschrei, wie es heißt, nur haben sie keinen Hahn, der krähen könnte. Er steigt die hölzernen Stufen hinunter und entreißt dem Haus bereits in aller Frühe die ersten Klagen. Die Ehefrau fegt den Boden. Die Ehefrau leert die Zinnkessel und stellt sie wieder hin. Die Ehefrau geht zum Brunnen und kehrt wieder. Die Ehefrau spült die schmutzigen Suppenschalen in einem Blechtrog ab und putzt die Tische und wirft die Reste den Schweinen vor und summt dabei ein dunkles Lied mit heidnischen Untertönen vor sich hin. Juan beobachtet sie. Juan sitzt auf einem Stuhl, keine Geste, keine Bewegung entgeht ihm. Juan zieht sie in Gedanken aus: seine Ehefrau in den traditionellen Röcken, seine Ehefrau ohne ihre schlichte Kleidung, ohne ihre billigen Ohrringe. Seine Ehefrau in immer kostspieligerer Garderobe, in Mantillen und Halskrausen, Verdugados und Basquiñas. Mode, die von weither kommt, um den Körper der Frau immer noch ein bisschen mehr zu verbergen, die

Haut der Frau; seine Frau, die unter all dieser Seide und all diesem Leinen, ja, warum nicht, eine Weiße sein könnte. Seine Frau, die nicht mehr das Schwein füttert, nicht mehr das Geschirr abspült, nicht mehr die Kessel auf den Boden stellt, wozu auch. Über ihrem Kopf das neugedeckte Dach und um sie herum zwei Dienstmädchen, drei Dienstmädchen, vielleicht sogar fünf Dienstmädchen, die sich abrackern, um die vielen Gäste zu bewirten. Und draußen, hinter dem Fenster: ihre winzige Parzelle, die wächst, je weiter der Blick schweift, die bald so groß ist, dass man sie nur abreiten kann, und genau dafür haben sie ein Pferd, zwei Pferde, die baufälligen Ställe sind wieder auf Vordermann gebracht, und darin ein Pferd für ihn und ein Pferd für sie, ein Dutzend Pferde für ihre Diener und Vorarbeiter. Der Mais steht dicht, die Kolben platzen fast vor lauter Körnern, und auch seine Frau schwillt an, der Körper seiner Frau, der so trocken schien wie der Boden, aber nein, weder die Frau noch der Boden sind eine Wüste. Die Ernte gedeiht, und die Kundschaft in der Schenke gedeiht, und auch ihr Kind gedeiht. Man kann ihm beim Wachsen zusehen, während das Leben stillsteht. Denn das sieht er: das Leben, das stillsteht. Sein Sohn ist bereits ein junger Mann, mit seinem eigenen Pferd, seinen eigenen Plänen, sein Sohn, der hundert, wenn nicht zweihundert Vorarbeitern Befehle erteilt. Hinter der Fensterscheibe sitzen sie und er, noch immer sie und er, alt geworden und auch wieder nicht, denn die Augen sind jung gebliebenen, sind zufrieden beim Anblick der immer weiter wachsenden Welt, die sie mit eigenen Händen geschaffen haben.

All dies sieht er, während seine Frau an den erkalteten Herd herantritt, um das Feuer zu entfachen, das ihr Frühstück wärmen wird.

»Ich kümmere mich ums Feuer«, sagt Juan.

Bevor er das Holz entzündet, steckt er die Hand in die starre

Asche. Es dauert nicht lange, bis er sie gefunden hat: Die Münze glänzt noch genauso hell wie eine Hoffnung, die nichts und niemand auslöschen kann.

Wir wussten, dass Ihr Eure Meinung ändern würdet, sagt der erste Scherge des Vizekönigs. Fragt uns nicht, warum, aber wir wussten es. Haben wir es gesagt oder haben wir es nicht gesagt, fragt er seinen Begleiter. Ja: Sie haben es gesagt. Es liegt vermutlich daran, dass sie ihr Amt schon seit Jahren bekleiden. Man lernt dabei, an den Augen der Menschen abzulesen, was in ihnen vorgeht, die Prahlhanse und Haudraufs von den wahren Soldaten zu unterscheiden. Sie wussten, dass er genau das war: ein Soldat. Ein tapferer, entschlossener, beherzter Mann. Sie haben es sofort gewusst, als sie ihn zum ersten Mal erblickt haben. Dass er sich einen ganzen Tag Zeit genommen hat, um den Vorschlag gründlich abzuwägen, ist eine weitere Bestätigung für das, was sie bereits wussten: dass er ein Mann von rechtem Schrot und Korn ist, nicht einer dieser Schenkenhelden, die all ihre Kraft darauf verwenden, ihr Maul möglichst weit aufzureißen. Und wo man schon beim Thema Maul ist, will Juan nicht zufällig einen guten Schluck Wein? In dieser Herberge gibt es nämlich einen erstklassigen Wein, einen Wein, der auch Edelleuten und Prinzen gut anstünde ... Ah! Nichts anderes haben sie erwartet. Er ist ein entschlossener Mensch, der seine Entscheidungen bei klarem Bewusstsein treffen will, ohne dass ihm der Alkohol die Sinne vernebelt. Sie beglückwünschen ihn dafür. Am besten sie kommen gleich zur Sache, wie man so schön sagt. Und die Sache ist, wie könnte es anders sein, der Indio Juan. Denn so heißt der Mann, den er ab heute jagen wird: Juan, so wie er. Ob diese Namensgleichheit Zufall oder göttlicher Wille ist,

haben nicht sie zu beurteilen. Jedenfalls ist Juan jetzt hier und hört sich an, was sie ihm zu sagen haben, und der Indio Juan, na ja, der ist weiß Gott wo. Jüngsten Berichten zufolge hält er sich, wie bereits gesagt, irgendwo in der Gran Chichimeca auf. Das ist alles, was sie wissen, bis dahin reichen ihr Wissen und ihre Augen: Von nun an werden Juans Augen ihre Augen sein. Und jetzt will er bestimmt wissen, wie dieser Indio Juan aussieht, doch leider können sie ihm da nicht behilflich sein. Oder wisst Ihr etwa, wie der Indio Juan aussieht?, fragt er und hebt theatralisch die Hände in die Höhe. Gut: sie auch nicht. Niemand weiß, wie er aussieht. Oder doch: Es gibt Leute, die es wissen. Sie konnten Leute ausfindig machen, die ihn schlecht gekannt haben, und sogar den einen oder anderen, der ihn gut gekannt hat, die Lehrer am Kolleg Santa Cruz de Tlatelolco nämlich, wo der Indio zur Schule gegangen ist. Wie Ihr seht, ist der Indio, den Ihr suchen sollt, ein gebildeter Mann, weshalb es immer noch Leute gibt, die darauf beharren, Indios Bildung ange-deihen zu lassen, weiß kein Mensch. Aber darum geht es jetzt nicht. Wichtig ist nur, dass er vor seiner Ankunft in der Gran Chichimeca einen Zwischenstopp in Tlatelolco einlegt. Er wird dort die ehemaligen Lehrer des Indios Juan besuchen und Augen und Ohren offenhalten. Von der Kindheit des Indios Juan, von dem, wie er gelebt hat, bevor er auf diese Schule kam, weiß man wenig bis nichts. Angeblich war er einer der Jungs, die Aufnahme gefunden haben im Franziskanerkloster San Francisco Cuitlixco, in der Nachbarstadt Ocotelulco, aber ob dies Wahrheit oder Legende ist, ist schwer zu sagen. Wenn er erst in Tlatelolco gewesen ist, werden sie mehr wissen. Wie? Werdet Ihr auf der Suche nach nützlichen Hinweisen das Kloster in Cuitlixco besuchen wollen? Ihr seid wahrlich ein pflichtbewusster Mensch. Jetzt verstehen sie, warum der Vizekönig keinen Deut übertrieben hat, als er seine vielen

Heldentaten besungen hat. Sie haben allerdings ihre Zweifel, ob sich in Cuitlixco nach all der Zeit noch jemand finden lässt, der sich an ihn erinnert, oder ob das Kloster überhaupt noch steht. Doch wenn dies sein Wunsch ist, werden sie ihn auch dorthin geleiten. Kann Juan etwa lesen? Mein Gott! Es scheint, auch Ihr seid ein gebildeter Mann, ruft der Mann des Vizekönigs, ohne eine Spur von Erleichterung im Gesicht. Ein in Grammatik bewandelter Soldat: Das ist nun wirklich eine Überraschung. In diesem Fall werden sie schriftlich niederlegen, was er wissen muss. Die Route, der er folgen, die Menschen, die er aufsuchen soll. Irgendwann werden da nur noch Juan und Juan sein. Oder vielmehr: die Chichimeken und Juan und Juan und Gott natürlich. Apropos, ist Juan etwa nicht nur gebildet, sondern auch religiös? Sie fragen das, weil sie für eine so delikate Mission keine Frömmler oder Illuminati gebrauchen können. Wenn Juan das, was er über unseren Herrn Jesus Christus und seine Lehren zu wissen glaubt, beiseitelassen kann, umso besser. Sie brauchen keinen Theologen, sie brauchen einen Soldaten. Will Juan dieser Soldat sein? Dann ist alles gesagt. In diesem Fall kann Juan sich gewiss sein, dass er in materiellen Dingen bestens versorgt sein wird. Wie viel, glaubt er, wird er benötigen, um seine Unternehmung erfolgreich zu gestalten? Zweihundertfünfzig Golddukaten? Hier sind sie. Juan kann damit machen, was ihm beliebt. Vielleicht erscheint es ihm bei seiner Ankunft in der Gran Chichimeca angeraten, ein Dutzend Söldner anzuwerben, denn wie er sicherlich weiß, sind die Chichimeken nicht gerade dafür bekannt, Fremde gastfreundlich zu empfangen. Vielleicht sind sie nicht einmal Menschen – wenigstens nicht im strikten Sinne des Wortes. Darüber wäre natürlich so einiges zu sagen. Das werden sie aber nicht tun. Tun werden sie Folgendes: Sie werden ihm eine Tasche mit den zweihundert Golddukaten

und ein Pferd geben, damit er so schnell wie möglich vorankommt. Die versprochenen tausend Dukaten wird er bei seiner Rückkehr erhalten. Darauf geben sie ihm das Soldatenwort. Und das Wort eines guten Soldaten, das weiß er sicherlich sehr gut, ist viel wert. Es ist nicht Gottes Wort, aber es kommt ihm fast gleich. Wo sie gerade über Gott und sein Wort sprechen, vielleicht ist Juan über die Nachrichten im Bilde, die aus der Hauptstadt eintreffen? Allem Anschein nach ist unter den hier Gebürtigen eine Epidemie ausgebrochen. Will sagen: unter den Indios. Ein Übel, das nur die Indios ereilt und die Kastilier respektiert, als hätte Gott für jedes Volk unterschiedliche Pläne. Die Symptome sind, wie es heißt, schrecklich. Nach zwei Tagen bereits flehen die Kranken ihre Angehörigen an, ihnen den Tod zu schenken. Nach fünf oder sechs Tagen ist für gewöhnlich alles vorbei. Was will Gott uns mit diesen Zeichen sagen, fragt der Scherge und hebt den Blick zur Decke. Sie selbst, das können Sie mir glauben, haben ihn das gefragt. Bestraft Gott etwa all diese Indios wegen eines einzigen Indios, so wie Herodes alle neugeborenen Kinder töten ließ, um ein Kind zu töten? Nur Gott kann diese Frage beantworten. Er hingegen kann nur sagen, dass die Epidemie in manchen Regionen des Vizekönigtums Verwüstungen angerichtet hat. Einige Encomiendas haben vor lauter Toten ihre Arbeit eingestellt. Sie haben einige dieser Kranken gesehen und können versichern, dass es kein schöner Anblick ist. Es ist vielmehr höchst unangenehm. Unangenehm, wie er gesteht, aber letztlich vielleicht von Nutzen. Denn vielleicht holt die Epidemie den Indio Juan ein, bevor Juan ihn einholt, dann sind alle froh. Sollte dies allerdings nicht geschehen, erläutert er, dann seid Ihr ja zur Stelle. Wie meinen? Ob Ihr den Indio Juan töten sollt? Nein! Keinesfalls haben sie dies nahegelegt. Hat er oder etwa sein schweigsamer Begleiter etwas Derartiges gesagt? Würden sie

es etwa wagen, von Juan nichts Geringeres zu verlangen, als dass er die Arbeit der Justiz verrichtet? Nein, auf keinen Fall: Das würden sie nie von ihm verlangen. Das würden wir nie von Euch verlangen, wiederholt er, und er dürfte auch nicht gehorchen, selbst wenn sie es von ihm verlangten. Der Indio Juan darf nicht getötet werden. Sie wiederholen es, für den Fall, dass er schwerhörig sein sollte: Der Indio Juan darf nicht getötet werden. Die Anweisungen sind klar: Er muss ihn herbeischaffen und der zuständigen Obrigkeit übergeben. Welche Obrigkeit ist zuständig? Ah! Auch drüber gäbe es viel zu diskutieren. In gewisser Weise hat etwas Spirituelles sie zu dieser Angelegenheit gebracht, daher ist in diesem Fall die zuständige Obrigkeit der apostolische Inquisitor oder sollte es zumindest sein. Denn wie Ihr wisst, zeigt sich die Heilige Inquisition seit der unglücklichen Hinrichtung des Indios Carlos Ometochtzin, sagen wir, wenig gewillt, die Indios auf den Scheiterhaufen zu werfen, daher könnte es durchaus sein, dass der Inquisitor nicht der richtige Mann ist. Möge er es also dem Provisor vortragen. Oder besser noch: Möge er es nicht dem Provisor vortragen. Man muss in diesem Fall groß denken. Und wenn wir groß denken, sollte der Mensch diese Angelegenheit lösen wie eine zivile Frage. Schließlich sind Indios ja Zivilisten, nicht wahr? Daher kann er ihn vor die Obrigkeit seiner Wahl bringen. Vor den Rat der erstbesten christlichen Stadt, in die er seinen Fuß setzt. Oder vor den Sekretär des Königlichen Indienrats. Der Generalgouverneur der Real Audiencia von Nueva Galicia ist dabei eine ebenso gute Wahl wie jede andere, wobei der Generalgouverneur womöglich nicht weiß, wovon Juan und sein Indio sprechen und sie an den Vizekönig verweist. Gut: Dann geht Ihr beiden eben zum Vizekönig. Nur: Ihr solltet nicht vergessen, dass der Vizekönig Euch mit keiner Mission beauftragt hat und sich vielleicht nicht einmal daran erinnern wird, wer Ihr

seid. Ein teuflischer Wirrwarr, diese Sache mit der zuständigen Obrigkeit, die Juan gut wird durchdenken und lösen müssen, während er das eigentlich drängendere Problem durchdenkt und löst, nämlich wie er seinen Indio finden und in Ketten legen kann, was, wenn man näher darüber nachdenkt, auch keine einfache Aufgabe sein wird. Denn es ist bekannt, gesteht der Scherge des Vizekönigs seufzend ein, dass einige Männer über sich hinauswachsen, wenn sie unter Druck gesetzt werden, und nicht zulassen, dass man ihnen Fußfesseln anlegt, vor allem dann, wenn sie gute Gründe für die Vermutung haben, dass das, was sie am Ende der Reise erwartet, der Strick ist. Es bedarf keiner größeren Einbildungskraft, um davon auszugehen, dass der Indio Juan versucht sein wird, sich seiner Gefangennahme zu widersetzen, und zwar lange vor dem Dilemma der Frage, welche Obrigkeit für den Prozess zuständig ist. Nun, im Falle von Widerstand, und nur in diesem Falle, wäre es nur allzu verständlich, dass Juan sich gezwungen sähe, das Schwert zu ziehen. Oder sollte im Laufe der langen Rückreise sein Gefangener der Versuchung erliegen, die Flucht ergreifen zu wollen, darf sich Juan nicht davon abhalten lassen, erneut das Schwert zu erheben. Es gibt Dinge, die ein Mann nicht gestatten darf, und wenn der Indio Juan eines dieser Dinge tut oder zu tun gedenkt, wer sollte Juan da die Schuld geben? Wäre in dieser geringen, wirklich geringen Zahl der Fälle nicht Juan selbst die zuständige Obrigkeit, die er zu finden sucht? Nun: Sollte dies geschehen – was, so Gott will, nicht geschehen wird –, dann würde dies sicherlich alles vereinfachen. Dann würde auch der Kopf genügen. Ein Kopf in einem Sack bereitet nicht so viele Probleme wie ein Mann mit zwei Armen und zwei Beinen. Dann müsste er ihn auch nicht einem Vizekönig oder Provisor oder Generalinquisitor vorführen – welch peinliche Gabe für solch respektable Männer. In diesem Fall wären sie selbst, sie,

die gerade das Wort an ihn richten, ebenso gute Richter wie jeder andere, um zu bestimmen, ob der Auftrag erfüllt ist. Vielleicht kommt in Juan nun die Frage auf, wie sie, die den Indio Juan nie gesehen haben, wissen wollen, ob er ihnen den richtigen Kopf bringt. Ah! Ihr, Don Juan de Toñanes, seid wahrlich ein Mann, der all seine Sinne gut beisammenhat. Wie erkennt man jemanden, den man noch nie gesehen hat? Die Frage ist vermaledeit, die Antwort jedoch einfach. Allem Anschein nach, zumindest ist es ihnen so zu Ohren gekommen, besitzt der Indio Juan ein bestimmtes Buch, das Ihre Hoheit gerne wiederhätten. Ein Buch, das so notorisch ist, dass der Indio Juan sich schwerlich von ihm getrennt haben dürfte, so wie er auch schwerlich zugestimmt haben dürfte, vom eigenen Kopf getrennt zu werden. Nun, dieses Buch ist der einzige Beweis, den sie einfordern: den Kopf des Indios Juan und das besagte Buch, beides zusammen tief in einem Sack. Oder den Indio Juan, auf eigenen, in Fesseln gelegten Füßen, und unter dem Arm das Buch. Bis hierhin die Anweisungen. Jetzt muss Juan tun, was ihm der gesunde Menschenverstand und sein Gewissen sagen. Möge er zurückkehren mit dem Kopf oder mit dem unversehrten, an diesen Kopf genähten Mann, Hauptsache er kehrt irgendwie zurück. Keine Fragen mehr? Dann gehe er mit Gott. Mit Gott und zweihundertfünfzig Dukaten. Mit Gott und zweihundertfünfzig Dukaten und einem reinrassigen Pferd, sollte Gott nicht genügen.

Das Wort »Liebe« ist zwischen ihnen nie gefallen. Auch nicht das Wort »Abwesenheit«, das Wort »Reise«, das Wort »Abschied«. Und trotzdem stehen sie da, wie angewurzelt an der Tür der Schenke, wie erstarrt zu etwas, das aussieht wie eine Abschiedsgeste. Er überprüft das Geschirr seines Pferds. Sie geht ins Haus und

kommt wieder mit einem Schlauch Wasser, einer Portion Speck und einem Stapel Tortillas. Der Hund streunt zwischen beiden umher, schnüffelt mal an dem Gatten, mal an der Gattin, als könnte er nicht glauben, dass beide Gerüche bald getrennt sein werden.

Juan selbst scheint nicht vollständig überzeugt zu sein. All die Vorbereitungen für die Reise haben etwas Irreales, von einem Jugendtraum, einem Spielzeugabenteuer. Am Vorabend hat er sein Schwert, das in einer Ecke der Scheune verschollen gewesen ist, vom Rost befreit und eingeölt. Dann hat er sich, noch in der Scheune, daran gemacht, künstliche Trockenübungen abzuhalten. Mit etwas Heu, einem Bündel Gerten und einem zerrissenen Sack hat er eine Vogelscheuche gebastelt, die wie ans Kreuz genagelt wirkte. Erst ist er einige Male darum herumgegangen, das Schwert noch in der Scheide. Hat Kreise des Hasses gezogen, als hätte er an einer Beleidigung zu kauen. Er hat der Vogelscheuche in die Augen gesehen, einen Knäuel aus Stroh, wo eigentlich die Augen sein sollten. Er hat versucht, sie zu hassen: Er hat diese Vogelscheuche gehasst. Er hat ihr Wörter an den Kopf geworfen, die das Missfallen von Priestern erregt hätten. Das Missfallen Gottes. Beim Gedärm der Jungfrau Maria werdet Ihr bezahlen. En garde. Das Schwert hat er so ungeschickt herausgezogen, dass allein die Eile ein wenig als Entschuldigung dienen könnte. Plötzlich hat die Waffe sehr schwer gewogen: Sie hat gezittert in seiner Hand wie ein lebendiges Tier, das seinen eigenen Willen hat, seine eigenen Pläne. Verborgener hinter dem Zaun der Scheune hat die Gattin seine Bewegungen mit dumpfer Resignation verfolgt. Sie hat gesehen, wie er geschwitzt und geschnauft und geflucht hat und wie er später das Schwert wieder in die Scheide gesteckt hat, ohne die Vogelscheuche gänzlich zu zerschlagen, die nach wie vor an ihrem Kreuz gehangen und gelächelt hat.

Jetzt schnallt er sich ebendieses Schwert um und schickt sich an, auf sein Pferd zu steigen. Es mag ein Spielzeugabenteuer sein, ein Jugendtraum, ein Plan, der etwas Irreales hat, doch ein Abenteuer ist es auf jeden Fall, ein Traum, eine Fantasie, die gerade erst beginnt. Vorher hat er noch seine Gattin umarmt. Vorher hat er sich noch bemüht, es ihr zu erklären, soweit man seiner Frau ein solches Unternehmen erklären kann. Er spricht das Wort »Liebe« nicht aus, auch nicht die Wörter »Abwesenheit«, »Reise«, »Abschied«. Das Wort »Mission« schon. Das Wort »Belohnung«. Dreimal das Wort »Gold« und sogar fünfmal das Wort »Rückkehr«. Bald, sehr bald, die Rückkehr. Die Gattin hört sich stumm die Wörter an, die er sagt, und auch die, die er nicht sagt, ohne dass sie die Fassung verliert. Sie antwortet nicht. Sie erinnert ihn nicht an sein Alter, nicht an die Krankheit, die ihn jüngst einen ganzen Monat lang ans Bett gefesselt hat. Sie spricht nicht von seinen vergangenen Tagen des Ruhms ohne Ruhm. Sie beschränkt sich darauf, ihrem Gatten die Hand zu reichen, um ihm nach fünf Jahren auf den Rücken eines Pferdes zu helfen. Beim dritten Anlauf gelingt es ihm. Und dann, als alles, was sie sich zu sagen haben, gesagt scheint, und Juan seinem Pferd schon die Sporen geben will, hält sie noch kurz die Zügel fest.

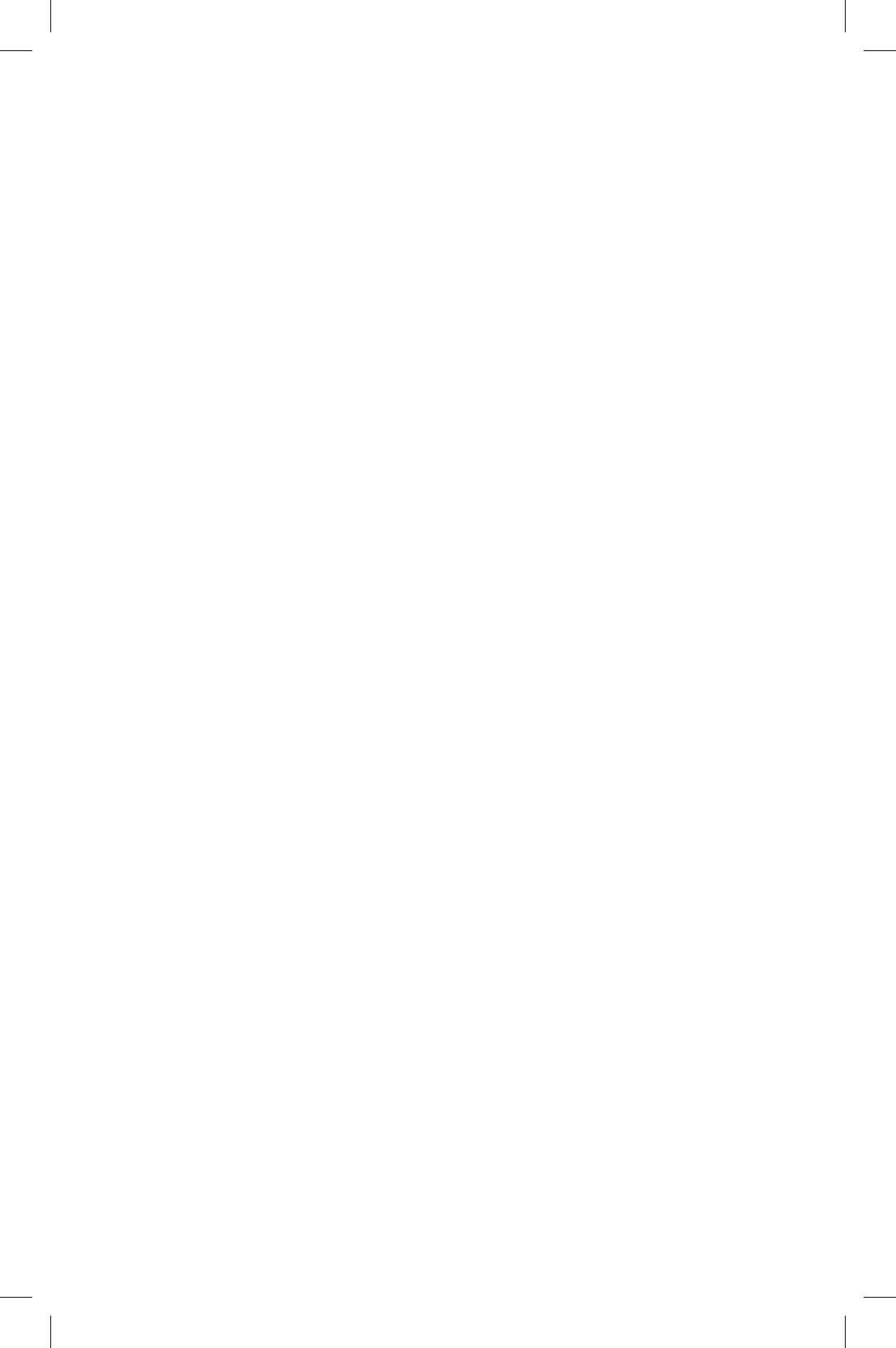
»Was hat dieser Mann getan, dass du so großzügig entlohnt wirst? Hat er eine junge Frau geschändet? Hat er eine Kirche niedergebrannt? Hat er versucht, dem Vizekönig höchstselbst die Gurgel durchzuschneiden?«

Juan weicht ihrem Blick aus.

»Ich weiß es nicht. Ich habe vergessen, danach zu fragen.«

Der Traum, das Abenteuer, die Fantasie, die jetzt beginnen. Juan, der ungeschickt auf seinem Reittier schaukelt. Juan, der einen Schwindel verspürt, in dem sich Aufregung und Trübsinn mischen. Als er an der Weggabelung anlangt, wendet er noch einmal den Blick zurück, um das Haus zu betrachten, das in die Ferne rückt. Er sieht das Haus, das in die Ferne rückt, und davor sie, die Gattin, die ebenfalls in die Ferne rückt. Ihr Mund ist leicht geöffnet, ihr Gesicht wie versteinert, ein Gesicht, das keine Überraschung verrät, sondern etwas, das ihnen beiden klar ist, ohne dass es dadurch erträglicher würde. Sie sieht ihn an. In ihn hinein. Vielleicht sogar durch ihn hindurch. Sie sieht ihn auf schreckliche Weise an, so wie man die schrecklichen Dinge ansieht, die geschehen sind, und die noch schrecklicheren Dinge, die erst geschehen werden; Augen, aus denen jeglicher Wille und jegliche Schönheit gewichen sind, die das Grauen gesehen haben, von ihm erfüllt sind und daher ein unerträglicher Anblick sind, oder die das Grauen gesehen haben und dadurch leer sind, und diese Leere ist noch viel unerträglicher. Augen, die nichts mehr widerspiegeln, die das sind, was vom Mitleid übrigbleibt, wenn der Glaube erloschen ist, von der Freiheit, wenn man die Gerechtigkeit abzieht, vom Willen, wenn ihm Hände und Stimme fehlen. Von der Hoffnung ohne Hoffnung.

Juan gibt seinem Pferd die Sporen. Er spürt das Gewicht dieses Blicks, während er sich entfernt, erst trabend, dann schneller reitend, immer schneller, und er spürt dieses Gewicht auch dann noch, als nach einer Kurve die Gattin und mit ihr dieser Blick verschwinden.



II

Die alte Welt und die alte Welt – Zwei Wochen
Ein richtiger Ort und ein falscher Zeitpunkt
Am Anfang war das Feuer – Kinder unter Kindern
Das Kuckucksnest – Erstes Erscheinen von Jesus Christus
Dreißig Silberlinge – Eine kurze Heimkehr

Es gab einmal eine Zeit, da war er ein Bewohner der Wege und der Herbergen, die an jenen Wegen sprossen. Jetzt weiß er nicht, was er mit diesen Erinnerungen anfangen soll. Von seinem Pferd aus sieht er Dinge, die er schon gesehen hat und die ihm jetzt, so viele Jahre später, neu erscheinen. Er sieht Pinienwälder und Schluchten und Äcker und Berge, die noch ihre heidnischen Namen tragen, auf denen jetzt aber kastilische Glockentürme und Dörfer stehen. Er sieht, umhüllt vom Licht der Abendsonne, die verschneiten Gipfel der Vulkane Popocatépetl und Iztaccíhuatl, die im Gedächtnis der Indios zwei tote Liebende waren und jetzt nur noch zwei erloschene Vulkane sind. Er sieht Maisfelder, aber auch Weinberge und Weizenähren und Gehöfte, auf denen Schafe und Kühe weiden, die wie er von der anderen Seite des Weltmeeres stammen. Dann und wann sieht er ein Dörfchen oder einen Fluss, die einen christlichen Namen tragen, als wolle man eine Art Nostalgie heraufbeschwören. Doch man muss nur den Namen dieses Dorfes, dieses Flusses, dieses Bergleins aussprechen, um sich noch weiter weg von der Heimat zu fühlen.

Ist Kastilien sein Zuhause? Oder die heruntergekommene

ne Schenke, die er zurückgelassen hat? Ist es die Frau, die in dieser Schenke wartet, vielleicht noch immer wie erstarrt in der Tür, vielleicht noch immer den Blick wie erstarrt auf den Weg gerichtet, auf dem sie ihren Gatten hat verschwinden sehen?

Juan duldet diese Fragen, aber nicht die Antworten. Er hat nur Augen für die Welt um ihn herum. Einen Bettler, der am Wegesrand harret, die hohle Hand den Reisenden entgegengestreckt. Eine Handvoll Indios, die drei von der Epidemie verseuchte und in ihr Leichentuch gezwängte Tote tragen sollen. Zur Linken wie zur Rechten elende Hütten und vom Efeu überwucherte Überreste eingestürzter Teocallis. Nach allen Seiten erstrecken sich Äcker und Plantagen, darauf sehr wenige Männer, die befehlen, und sehr viele, die gehorchen. Scharenweise schlagen Indios mit Haken und Spaten auf die Erde ein, wie um zu beweisen, dass auch in diesem Teil der Welt das universelle Gesetz gilt, dass alle begehrten Dinge einen Besitzer haben und dass man sich sogar die Überreste dieser Dinge mühselig zusammensammeln muss. Vielleicht ähneln all diese Länder einander. Oder die Spanier hatten genügend Zeit, um die Neue Welt zu einer Verlängerung der Alten Welt zu machen. Juan betrachtet all diese Dinge still, wie jemand, der lange an einer Hoffnung geschnitzt hat, die auf dem Boden liegenden Späne betrachtet.

Zwei Wochen. Seit langem geht das nun schon so: Immer sind es noch zwei Wochen. Für das, was er nicht tun will, oder das, was er sehr wohl will, von dem er aber ahnt, dass es nie geschehen wird, bahnt sich ein mutmaßlicher Zeitpunkt an, und der ist immer in zwei Wochen. Zwei Wochen sollte es dauern, bis der Vizekönig sein Gesuch um eine Encomienda billigt, und zwei Wochen, bis die